

Bischof Prof. Dr. Martin Hein

Besonnenheit in Zeiten des Geschreis.

Hessische Landesvertretung Brüssel, 5. November 2018

Vorbesinnung: „Geschrei“

Es ist nicht von der Hand zu weisen: Die Überschrift meines Vortrags klingt, als wäre sie selbst Geschrei und als folgte jetzt eine laute, wütende Klage über den Verlust der politischen Kultur.

Das soll es aber nicht sein. Ganz im Gegenteil möchte ich Sie auf einen Weg der Besinnung mitnehmen, der aus dem christlichen Glauben heraus versucht zu verstehen, was in der politischen Öffentlichkeit gerade geschieht und wie man damit umgehen kann – und was wir als Kirchen tun können.

Das Geschrei „Geschrei“ zu nennen, ist noch kein Geschrei. Das wird es erst, wenn ich die Schreier beschimpfe. Das aber liegt mir fern. Denn Menschen schreien manchmal.

Ein Geschrei nämlich, so definieren es verschiedene Wörterbücher, ist eine laute Klage oder ein Gejammer, das in keinem Verhältnis zu dem steht, was es bejammert.

Ein Geschrei entsteht, wenn Menschen sich gegenseitig hochtreiben in der Erregung, in der Empörung, in der Klage oder in der Wut und dabei alles Maß und alle Rückbindung an den Anlass verlieren.

Wo Geschrei herrscht, da herrscht die Übertreibung. Und schon darum ist ein Geschrei immer etwas Unangemessenes, etwas, das unsere Ansprüche an Zivilisation und gesittetem Umgang peinlich berührt.

Ein Geschrei übertönt jeden Einwand, macht jeden Versuch einer sachlichen Debatte zu Nichte, es nährt sich von sich selbst. Sehr schnell verliert es aus dem Auge, dass es Menschen sind, die schreien, wenn sich die Schreier übertönen. Dann zeigt es sich als gewalthaltig. Wer schreit, muss nicht Unrecht haben. Aber er hat die Waffe gezückt.

Ein Geschrei entsteht, wenn Menschen das Gefühl haben, sie werden nicht gehört, oder nicht verstanden oder bewusst ignoriert. Ein Geschrei entsteht, wenn Menschen Angst haben und verletzt sind, ein Geschrei entsteht, wenn die bisherige Wahrnehmung der Welt zusammenbricht.

Darum schreit ein kleines Kind auch bei einem kleinen Vorfall: weil es die Erfahrung der Widerständigkeit der Welt im Schmerz oder im unerfüllbaren Wunsch macht.

Darum schreien trauernde Menschen, die nicht verstehen, was geschieht, und überwältigt werden vom Strom der widerstreitenden Gefühle.

Geschrei ist nicht einfach ein „Ruf um Hilfe“. Das wäre eine geradezu paternalistische Abwiegung seiner Energie, auf die die Schreienden zu Recht mit noch lauterem Geschrei antworten. Es ist eine existentielle Äußerung eines Gefühls, das ganz nah am Hass ist, ganz nah an der Angst und ganz nah an der Kränkung. Menschen schreien manchmal. Das ist so.

Aber genau darin ist das Geschrei ein soziales Phänomen. Es schreit nach Kontakt und Aufmerksamkeit. Doch weil es so laut ist und abweisend, lässt es Kontakt und Aufmerksamkeit nicht zu. Es ist ein ungeeig-

netes Mittel des Ausdrucks, das sein eigenes Problem verstärkt, anstatt eine Lösung zu ermöglichen.

Menschen schreien eben manchmal. So ist der Mitschreier zwar ein Verbündeter, aber in der Regel kein Freund. Doch das kollektive Geschrei erzeugt einen Eindruck von Gewissheit und erhebt Anspruch auf den Ausdruck eines kollektiven Mehrheitswillens, der in der pluralistischen Gesellschaft schon als solcher illusionär ist – was das Gefühl der eigenen Marginalisierung noch verstärkt. Eine Gesellschaft aus lauter Minderheiten läuft Gefahr, im Geschrei zu versinken, solange das Gespenst einer vermeintlichen Mehrheit noch umgeht.

Das ist eine Dynamik des Aufschaukelns, die wir seit einigen Jahren in der öffentlichen Sphäre zunehmend erleben. Es wird viel darüber geredet und spekuliert, geforscht und gelegentlich auch geschrieben, wie es dazu kommen konnte.

Dazu möchte ich heute wenig sagen. Mich interessiert eher, was wir diesem Prozess entgegenhalten können, den viele für einen Verlust an Zivilität, vielleicht sogar an Zivilisation erleben.

Vor allem anderen erscheint das Geschrei als schlechtes Benehmen und schlechte Umgangsform. Schon damit ist es ein Konventions-, wenn nicht gar ein Tabubruch. Und der findet ja nicht nur auf den Straßen statt. Wir finden ihn in den Feuilletons renommierter Zeitschriften und vermehrt auch in Parlamenten, in den öffentlich-rechtlichen Medien und auch in den Spitzen der Politik.

In einem demokratischen Gemeinwesen ist die freie Meinungsäußerung essentiell. Aber als friedliche, auf Rede und Gegenrede angelegte Äußerung. Auch die Empörung hat in ihr einen Platz. Wer wollte bestreiten, dass das Verhalten der Automobilkonzerne in der Diesel-Affäre, das Ver-

halten der Banken in der Finanzkrise empörend sind, um zwei Anlässe zu nennen, die beim Aufkommen der öffentlichen Empörung und deren Eskalation im letzten Jahrzehnt eine große Rolle spielen.

Es ist die öffentliche und darum durchaus auch politische Gestalt von Wut, Enttäuschung und dem Gefühl mangelnder Repräsentation. Es sind große Affekte. Affekte sind nicht falsch, nur weil sie Affekte sind. Sie sind unsere inneren Warnbojen und Alarmlampen.

Was sich am Geschrei zeigt: Affekte sind eben nicht bloß individuell und persönlich. Sie haben auch eine soziale und eine politische Dimension. Darum müssen gerade demokratische, auf Auseinandersetzung und Verständigung gegründete Gemeinwesen mit Affekten angemessen umgehen. Denn einer der stärksten sozialen und politischen Affekte entsteht, wenn das Gefühl für Gerechtigkeit verletzt wird. Und da hat die Empörung, die sich im Geschrei Luft macht, durchaus, wie jede Angst, eine wichtige Funktion. Sie dokumentiert einen Vertrauensverlust und ein Gefühl elementarer Ungerechtigkeit.

Die Frage ist, wie berechtigt diese Gefühle sind und woran sie in Wahrheit anknüpfen. Da kann sich das wütende Subjekt sehr täuschen. Das ist das eigentliche Problem.

Der virtuelle öffentliche Raum

Die Situation hat sich dadurch verschärft, dass wir durch die Möglichkeiten der modernen Kommunikation eine erweiterte Öffentlichkeit haben, die mit den traditionellen Methoden nicht hinreichend beschrieben werden kann. Und ich bin mir nicht sicher, ob das wirklich schon bei allen angekommen ist. Das Geschrei findet vor allem im virtuellen Raum statt – und der ist ein höchst realer Raum.

Die sozialen Medien ermöglichen eine virale Ausbreitung des Geschreis, einen Grad der Organisation der hochgeschaukelten Empörung, wie wir sie bisher nicht kannten, in einer Geschwindigkeit, die fast der des gesprochenen Wortes entspricht. Und die dann in realem Geschehen auf der Straße ihre Fortsetzung findet. Der Protest, den wir heute erleben, kommt nicht aus dem „Nichts“ oder aus den Hinterstuben professioneller Revolutionäre und Aufwiegler.

Es entstehen kommunikative Räume der Selbstverstärkung von radikalen Einstellungen, von Lügen und Falschaussagen, von grotesken Verschwörungsmysmen und politischen Hirngespinnsten, die Menschen auch sofort mobilisieren.

Die jüngsten Ereignisse gewalthaltiger Empörung wie die Ausschreitungen beim G20-Gipfel in Hamburg oder die Vorgänge in Chemnitz zeigen, was hier möglich ist. Zum Geschrei kommt die Zusammenrottung, und beides gemeinsam ermöglicht eine Überschreitung zivilisatorischer Schranken, die einem Angst machen kann.

Hier entsteht ein Typ Politik, den wir bisher so auch noch nicht kannten und der vor allem in der Figur des US-amerikanischen Präsidenten Donald Trump sichtbar wird, der ja in hohem Maß von Empörung und Geschrei getragen wird und sie zu einem Mittel seiner Politik gemacht hat. Mit den traditionellen Auffassungen von Herrschaft, Governance und Demokratietheorien stößt man deutlich an Grenzen. Und ich finde den Begriff des „Populismus“ hier sehr irreführend und diffamierend. Er ist selbst Teil des Geschreis. Darum halte ich mich mit Analysen zurück.

Was man aber sehen kann: Es ist ein vertrackter Kreislauf des Aufschaukelns, den man mit gutem Recht einen Teufelskreis nennen kann, an dessen Ende Gewalt und Zivilisationsbrüche stehen.

Wie können wir ihn unterbrechen, wenn wir unsere liberalen und im historischen Vergleich einmaligen stabilen politischen Verhältnisse nicht auf Grund von Geschrei riskieren wollen? Der Brexit ist ein warnendes Beispiel!

Kann der christliche Glaube dazu etwas sagen? Haben wir aus unserem Glauben heraus eine Möglichkeit, uns dazu zu verhalten und Maximen des Umgangs mit dem Geschrei zu formulieren?

Eine christliche Perspektive

Gut protestantisch schauen wir in der Bibel nach, wie es sich damit verhalten könnte. Dabei zeigt sich, dass die Antwort gar nicht so einfach ist. Denn der Glaube kommuniziert nicht Normen und Werte, sondern Haltungen und Perspektiven. Wir können nicht einfach Problemlösungen von vor zweitausend Jahren eins zu eins heute übernehmen. Aber die Perspektive, die der Glaube auf menschliches Verhalten hat, die können wir freilegen und einüben. Das möchte ich ein wenig entfalten. Es geht um Demut, Bescheidenheit und Besonnenheit.

Demut, Bescheidenheit, Besonnenheit

Beim Blick in das Neue Testament zeigt sich, dass vor allem die Schriften des Apostels Paulus in eine Situation hineinsprechen, die der unseren ziemlich ähnlich ist: Das frühe Christentum fand sich in einer multireligiösen, hoch pluralistischen Umwelt wieder, so dass pauschale Regeln gar nicht anwendbar waren und die Verhaltensunsicherheit sehr hoch war. Es musste ein *Prinzip* des Umgangs gefunden werden, das es erlaubte, die *Regeln* des Umgangs je nach Situation zu definieren. Denn die christlichen Gemeinden waren keineswegs homogen: Menschen unterschiedlicher sozialer, ethnischer und religiöser Herkunft trafen aufeinander, und das erzeugte Konflikte schon auf der untersten Ebene. Die Briefe des

Paulus legen davon ein beredtes Zeugnis ab, wie schnell das eskalieren konnte. Mit rein normativen Direktiven für den Umgang war das Problem nicht zu lösen.

Paulus orientierte sich für die Begründung seiner Maximen an Jesus Christus. Und es diente ihm ausgerechnet eines der am meisten negativ besetzten Wörter aus der heidnischen Umwelt dazu, ein neues Ethos des Umgangs zu entwerfen, das eine Ethik des Respekts beschreibt: Es ist der Begriff der „Demut“.

In seinem Brief an die Gemeinde in Philippi schreibt er: *„Tut nichts aus Eigennutz oder um eitler Ehre willen, sondern in Demut achte einer den andern höher als sich selbst, und ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem andern dient.“ (Phil 2,3)*

In der Antike war mit „Demut“ die Haltung des Sklaven, des Unfreien und des niedrigen Menschen beschrieben. Eines freien Menschen war sie unwürdig. Paulus aber nimmt ausgerechnet dieses kontaminierte Wort und macht es zum Leitbegriff seiner Ethik des alltäglichen Umgangs. Denn die Demut ergibt sich für ihn daraus, dass Christus sich für alle Menschen hingegeben hat – ungeachtet ihrer Herkunft, ihrer Verdienste und Würdigkeit.

Das klingt für heutige Ohren sehr fremd, weil „Demut“ und „Hingabe“ eine äußerst belastete Geschichte durchlaufen haben. Demut wurde als Gehorsam verstanden, Gehorsam aber als Unterwerfung. Das aber war nicht gemeint – hier stehen wir vor einer fatalen Auslegungsgeschichte, die den emanzipatorischen Impuls des Christentums in einen autoritären verwandelte, von dem wir uns mit Hilfe der historischen Kritik und moderner Kontext-Hermeneutik erst langsam befreien.

Denn tatsächlich liegt hinter „Demut“ bei Paulus ein neues Verständnis von menschlicher Würde, das eine der Wurzeln unseres modernen Begriffs der Menschenwürde ist. Die menschliche Würde ergibt sich für Paulus daraus, dass Gott den Menschen seiner Liebe würdigt. „Demut“ meint dann nicht die erzwungene Unterwerfung eines Sklaven unter seinen Herren, sondern die freiwillige Zuordnung von Menschen zueinander, die einander eine gottgegebene Würde zugestehen. Damit aber wird auch unsere Geschöpflichkeit anerkannt, und mit ihr die Einsicht, dass die Welt größer und komplexer ist als unser Verstehen und unsere Vernunft. Zur Demut kommt die Bescheidenheit, die nicht Selbstverkleinerung, sondern Anerkennung von Begrenztheit meint.

Dem Bewusstsein der eigenen Würde entspricht das Bewusstsein für die Würde der anderen. Das christliche Ethos ist in seinem Kern auf Gegenseitigkeit angelegt und einbettet in einen umfassenden Begriff von Würde, der das Individuelle übersteigt.

Darum kultiviert dieses demütige und bescheidene Bewusstsein der Geschöpflichkeit die dafür nötige Verhaltensweise der Besonnenheit: des gründlichen, zeitintensiven, erwägenden Nachdenkens. In der Besonnenheit gewinnt die recht verstandene Demut ihre konkrete Gestalt, weil sie anerkennt, dass der Andere und das Andere größer ist als ich selbst und daher gründlicher Erforschung bedarf, damit ich nicht in Hochmut oder Furcht verfallende. Der Satz aus dem 2. Timotheusbrief klingt, als wäre er präzise an uns gerichtet: „Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“ Warum es dazu Kraft braucht, möchte ich noch ein wenig entfalten.

Das christliche Ethos

Wer in seiner Grundhaltung besonnen, demütig und bescheiden mit anderen umgeht, wird Formen wertschätzenden und raumgebenden Um-

gangs miteinander suchen und kultivieren und gerade darin seiner menschlichen Bestimmung erkennbaren Ausdruck geben. Der Glaube lebt im dankbaren Staunen über die Schönheit und Erhabenheit der Schöpfung und die Würdigung des Menschen durch Gottes Liebe. Wer Demut lernt, versteht sein Leben als Dienst an den Nächsten, wer Bescheidenheit übt, findet seinen Platz in der Gemeinschaft, wer besonnen ist, erreicht Einsicht und Klarheit, und mit ihnen Gewissheit. Das mag ungewohnt klingen, verändert aber unsere Sichtweise.

Aus dieser Position heraus kann ein genaues Bewusstsein dafür gewonnen werden, was eben nicht geht: Herabwürdigung von Einzelnen oder Institutionen, öffentliche Brandmarkung und Bloßstellung von Menschen, rassistische, nationalistische oder sexistische Äußerungen müssen als unchristlich benannt werden! Wer schreit, muss nicht Unrecht haben, aber setzt sich ins Unrecht.

Das fängt bei solch alltäglichen Fragen an, ob und wie wir einander begrüßen, wie wir uns bei Tisch benehmen und wer wen ausreden lässt. All dies muss aber in einer modernen und pluralen Gesellschaft durch Kommunikation ausgehandelt und vereinbart werden! Das ist eine enorme, kräftezehrende Zumutung. Wir müssen besonnen und bescheiden miteinander austarieren, was Besonnenheit und Bescheidenheit bedeuten – und dazu gehört auch ein freundlicher, zugewandter, im recht verstandenen Sinn leiser Tonfall. Sich dem zu verweigern, ist schlichtweg unmoralisch, weil es unwürdig ist und im Geschrei der Fake-News und Hate-Speeches seine Ausdrucksformen findet

Vielleicht besteht zum gegenwärtigen Zeitpunkt eine der wichtigsten Aufgabe der christlichen Kirchen für unsere Gesellschaft darin, dass wir die ethischen Debatte über diese Herausforderung in Gang halten und um Verständnis dafür werben, Formen zu entwickeln, wie Menschen unterschiedlichster Herkunft und Sozialisation miteinander angstfrei, offen und

respektvoll umzugehen lernen. Das fängt in den Familien an und geht über die Kindergärten bis zur Schule. Sie sind die primären Orte, in denen eine Erziehung zum guten Umgang miteinander eingeübt werden kann.

Doch es gibt noch einen Aspekt, der mit der oben benannten Entwicklung der jüngsten Zeit zu tun, den eine biblische Ethik gar nicht im Blick haben konnte, und den wir deshalb ableiten müssen. Es ist die Langsamkeit.

Langsamkeit

Mit dem Internet haben sich eine Form von Öffentlichkeit und eine Beziehungskultur entwickelt, die unsere vertrauten Kategorien sprengt. Jeder hat in Echtzeit Zugang zu allem.

Der Medienphilosoph Bernhard Pörksen hat in seinen Forschungen eindrücklich herausgearbeitet, dass nicht zuletzt das Internet, zusammen mit der hohen Ausdifferenzierung des privatisierten Fernsehens, dazu beigetragen hat, eine Stimmung der kollektiven Gereiztheit entstehen zu lassen, die der Besonnenheit entgegensteht.

Dafür ist eine Beobachtung, die im ersten Moment widersprüchlich erscheint, besonders wichtig: Das Internet ist demokratischer, offener, partizipativer Diskurs in Reinform.

Denn alle Diskurse, die seriösen und die unseriösen, die auf Recherche und auf Behauptungen beruhenden, die mir entsprechenden und die mir widersprechenden, liegen unsortiert nebeneinander. Ich bin permanent Meinungen ausgesetzt, die meiner Wahrnehmung von Welt, die meiner Perspektive auf Wahrheit, die meinen Überzeugungen und Meinungen zutiefst wieder sprechen. Und das in hoher Geschwindigkeit. Ich habe gar keine Zeit, sie zu prüfen.

Das erzeugt, wie Pörksen eindrücklich beschreibt, das, was er „Sofortismus“ nennt: Ich muss mich als engagierte Bürgerin und engagierter Bürger sofort zu einer geäußerten Meinung verhalten Und ich kann es auch.

Aber es stellt eine permanente Überforderung unseres kognitiven Apparats dar, mit dieser Fülle an Informationen umzugehen – und vor allem mit der Fülle an dissonanten Informationen.

Das hat auch zur Folge, dass die klassische Aufgabe von Journalismus immer weiter verschwindet: das „Gatekeeping“, also die Recherche, Sichtung, Prüfung und Aufarbeitung von Information durch kompetente, legitimierte und dafür ausgebildete Menschen. Jeder ist heute, schreibt Pörksen, sein eigener Gatekeeper – und damit heillos überfordert. Und so haben die Vereinfacher, die Simplifizierer, die Schwarz-Weiß-Maler einfaches Spiel, so entsteht die Dynamik von Fake-News, die geglaubt werden, weil sie den Weg der eigenen Recherche abkürzen und gleichzeitig die Glaubwürdigkeit der Medien untergraben. Noch ein Teufelskreis, der im Geschrei endet.

Die Psychologen und Mathematiker Daniel Kahnemann und Amos Tversky haben unseren kognitiven Apparat intensiv untersucht und dabei den Unterschied von „schnellem Denken“ und „langsamen Denken“ entdeckt.

Schnelles Denken meint jene aus der Evolution geerbte Fähigkeit, Situationen und Ereignisse vorbewusst und unbewusst wahrzunehmen, zu bewerten, zu verknüpfen und auszuwerten auf der Basis vorgefertigter Muster. Das ist sehr oft das, was wir „Intuition“ nennen oder durch viel Übung, etwa für die Bewältigung des Straßenverkehrs, verinnerlichen. Wenn man so will: der Autopilot. Für die Sicherung unseres Überlebens

ist dieses Denken von entscheidender Bedeutung gewesen und ist es in vielen Situationen immer noch. Es ist vor allem extrem ökonomisch.

Aber wichtiger für uns ist das langsame Denken: Das Denken in komplexen Abläufen, das Denken in verknüpfender Vorausschau, das analytisch-zergliedernde und kreativ-zusammensetzende Denken – das aber ist langsam und kräftezehrend. Die Fähigkeit zum langsamen Denken hat uns zu Menschen gemacht. Doch das ist ungeheuer ermüdend, es muss vor allem trainiert werden und auf Stand gehalten werden, weil es fast immer kontraintuitiv ist.

Und weil es so kräftezehrend ist, neigt unser Gehirn dazu, bei jeder Gelegenheit zuerst das schnelle Denken zu aktivieren. Das aber ist für den größten Teil der Herausforderungen der Moderne nicht geschaffen. Wir können Geschwindigkeit oder Mengen, die über das in unsere Umwelt natürlich vorkommende Maß hinausgehen, nicht intuitiv einschätzen. Wir sind nicht in der Lage, exponentielle Entwicklungen intuitiv zu erfassen. Ein Großteil unseres modernen Lebens erfordert von uns anstrengendes, mühsam erlerntes langsames Denken. Das traditionelle Wort dafür ist Besonnenheit! Darum braucht es für sie Kraft.

Und so fordert auch Pörksen eine Kultur der Besonnenheit, die uns lehrt und mit uns einübt, nicht sofort zu reagieren, nicht alles, was plausibel erscheint, sofort zu glauben, nicht alles, was eine Mehrheit meint, sofort allein deswegen für wahr zu halten.

Die Besonnenheit ist eine der traditionellen Kardinaltugenden. Doch untern unter den Bedingung der beschleunigten Moderne gewinnt sie eine ganz neue Bedeutung, weil sie mit Demut und Bescheidenheit gekoppelt werden muss: der Demut, dass die Welt, die verstehbare Welt, unendlich viel größer ist als ich es bin, und der Bescheidenheit, dass mein Ein-
sichts- und Kenntnisbereich beschränkt ist. Es geht darum, nicht Totalität,

sondern Perspektivität von Erkenntnis zu kultivieren und kooperative Formen des Zusammenlebens zu entwickeln.

Das ist die vielleicht größte Herausforderung an den modernen Menschen, deren hohes Potential wir am wachsenden Geschrei erkennen können.

Pörksen plädiert dafür, die Tugenden des „Gatekeeping“, des verantwortlichen Umgangs mit Informationen, die Ausbildung journalistischer Tugenden in die Lehr- und Erziehungspläne aufzunehmen und so die kommenden Generationen fit zu machen, mit dem demokratischen und partizipativen Potenzial, das das Internet ja auch bietet, umgehen zu lernen. Das finde ich sehr einleuchtend.

Wie zum Beispiel das Telefon und das Auto eine neue Alltagsethik hervorbrachten, neue Umgangsformen, die man vor ihrem Auftauchen weder kannte noch brauchte, so müssen wir auch auf das globale Netz reagieren.

Dafür halte ich das, was in der Tradition des christlichen Glaubens als Demut, Bescheidenheit und Besonnenheit tradiert wurde, für leistungsfähig.

Besonnenheit, die aus dankbarer und staunender Demut heraus, gewonnen wird, und als Bescheidenheit auftritt, scheint mir das einzige Mittel gegen das Geschrei zu sein, das die Wahrheit okkupiert, den Diskurs der Perspektiven beendet und schlimmstenfalls, weil es selbst schon Gewalt ist, die Schwelle zur körperlichen Gewalt absenkt.

Das Geschrei als Produkt des schnellen Denkens ist für die liberale Gesellschaft eine massive Bedrohung mit enormer destabilisierender Ener-

gie, egal, ob es in Chemnitz auf der Straße, im Feuilleton einer etablierten Zeitung oder in einer Talkshow stattfindet.

Geschrei und Gebet

Ich komme zum Schluss, und versuche alles noch einmal einfach zu sagen, als kleine praktische christliche Ethik: Unreflektiertes Geschrei und enthemmtes Geplärr sind zutiefst respektlos und unhöflich, sie untergraben unsere menschlichen Möglichkeiten des langsamen Denkens. Wir leben in einer Zeit der schnellen Empörung.

„Indignez-vous!“: „Empört euch!“ lautete 2010 der Titel eines Essays von Stéphane Hessel, den persönlich kennenzulernen ich im April 2010 beim Gedenktag der Befreiung des KZ Buchenwald in Weimar die Ehre hatte. Was ihm am Herzen lag, kann ich aufrichtig teilen. Doch er unterschätzte das moderne Mobilisierungspotential der Empörung, die allzu schnell zum Geschrei wird. Darum setze ich bei allem Respekt gegenüber Stéphane Hessel seinem fulminanten Aufruf zur politischen Empörung eine wichtige Erkenntnis aus dem Weisheitsdenken des Buches Sirach entgegen: „Eifer und Zorn verkürzen das Leben.“ (Sirach 30,24)

Wenn schon Empörung, dann durch behutsame, umsichtige und kompetente Recherche abgesichert und begründet. Darum führt es zu gar nichts, sich über die Empörung zu empören oder über das Geschrei ein Geschrei zu erheben. Das verlangt ein gewisses Maß an Distanzierung und Selbstzurücknahme.

Der Glaube kennt die Langsamkeit, hat ein probates Mittel, die Arbeit und das tägliche Geschäft, ja die Geschäftigkeit, zu unterbrechen, die Hände ganz und gar wörtlich in den Schoß zu legen. Denn das Gegenteil von Geschrei sind nicht Schweigen und Verstummen, sondern das besonnene Hören und Reden.

Für den christlichen Glauben bedeutet das, dass wir uns auf die Kraft des Gebets zurückbesinnen müssen. Denn in ihm liegen Besonnenheit, Bescheidenheit und Demut in eins. Das Gebet ist die heilsame Unterbrechung.

Wer betet, stellt sich voller Demut vor den, der alle Dinge kennt, und bittet um Einsicht, Unterstützung und Zuspruch. Beten ist, wenn man so will, die reinste Form „langsamen Denkens“, weil recht verstandenes christliches Beten immer erst einmal ein „Hören“ ist – und dann ein Reden. Beten eröffnet in der Fülle der Perspektiven eine neue Perspektive: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“

Dass Menschen zunehmend wieder das Gebet suchen, wenn sie von Ereignissen heimgesucht werden, die geeignet sind, im Geschrei zu enden, erscheint mir geradezu als eine natürliche Reaktion, die wir als Kirche ernst nehmen sollten. Dafür waren die Vorgänge etwa in Berlin nach dem Attentat durch Anis Amri vor zwei Jahren exemplarisch: In der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche fand die Besonnenheit einen Raum. Hier konnte die Empörung in Trauer und die Trauer in Anteilnahme verwandelt werden. In diesem Sinne sind wir ein eminent wichtiger öffentlicher Raum: In der Kirche kommt das Geschrei zur Ruhe, weil der Schrei des Herzens gehört wird.

ekkw.de-Internetservice

© Dieses Dokument ist urheberrechtlich geschützt und elektronisch im Internet abrufbar unter <http://www.ekkw.de>. Bei Fragen zu diesem Dokument wenden Sie sich bitte an die ekkw.de-Onlineredaktion im Medienhaus der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel.:(0561) 9307-124, Fax (0561) 9307-188, E-Mail: internetredaktion@medio.tv